

Das Fremde ist immer und überall...

Veröffentlicht in: Judy, M. & G. Hartmann (Hrsg.): Unterschiede machen. Managing Gender & Diversity in Organisationen und Gesellschaft. Wien 2005

Meine Damen und Herren, ich habe einmal in einem Buch über Delphine – denen ja von vielen Wissenschaftlern eine ebenso große Intelligenz zugeschrieben wird wie uns Menschen – gelesen, daß diese Tiere, wenn sie einen Menschen ihrer Freundschaft versichern wollen, mit großem Tempo auf ihn zu schwimmen, um im letzten Moment abzubiegen und an ihm vorbei schwimmen. Nun, ich würde mich da zunächst mal nicht sehr freuen über einen solchen Freundschaftsbeweis. (Außer natürlich, daß ich es nochmal überlebt habe). Mich erinnert das eher an meine Kindheit, wo sich Kinder, die sich nicht so ganz grün waren, so ähnliche Gesten zeigten, und das bedeutete damals: "Nur damit Du weißt, was passiert, wenn Du mich provozierst!" Wenn man jetzt noch bedenkt, daß Delphine Haie, ihre natürlichen Feinde, durch rammen mit der Schnauze töten, dann wird man verstehen, daß ich die Kultur der Delphine fürchte. Ich mißtraue ihnen zumindest so weit, daß ich noch nie, wenn ich welchen begegnet bin, ins Wasser gesprungen bin. Auf der anderen Seite habe ich den Eindruck, mich mit Ihnen auf die entsprechend sichere Distanz sehr gut zu verstehen. Sie spielen mir meist eine unglaubliche Show vor, wenn ich mich mit der Kamera über Deck beuge, und verschwinden erst wieder, wenn ich die Kamera weglege und mich um andere Dinge kümmere.

Der Autor des Delphinbuches hat es erlebt – nehme ich an – und er hat seine Interpretation des delphinischen Grußes überlebt. Er wird es auf der Welt etwas leichter haben als ich, weil er sich vor Delphinen nicht mehr in Acht nehmen muß.

Woher wissen wir, was das bedeutet, was uns irgend jemand anderer als sein Lebenszeichen, als sein Verhalten zeigt? Wir wissen es gar nicht, wir können nur raten, und dann hoffen. Erst wenn wir mit jemandem öfter zu tun gehabt haben, können wir anfangen vorherzusagen, wie der andere auf uns reagieren wird. (Abgesehen natürlich von der Laune, die er in unsere Begegnung schon mitbringt..)

Und wenn Sie nun glauben, daß es dieses Problem nur zwischen Delphinen und Menschen gibt, dann möchte ich Ihnen noch ein paar Geschichten erzählen, die sich zwischen Menschen von verschiedener kultureller Nähe oder Distanz abgespielt haben. Es sind keine erfundenen Geschichten, ich habe sie alle miterlebt oder Leute beraten, die sie miterlebt haben.

Ich bleibe zunächst noch bei einem Erlebnis von mir, dem ersten nämlich, wo mir ein kulturbedingtes Nicht-Verstehen ganz konkret bewußt geworden ist: Es war an einem Sommertag am Neusiedlersee. Ich war mit einem Freund im Segelboot unterwegs, und am Nachmittag sahen wir eine hübsche Kapelle auf einem Hügel am Ufer. Wir beschloßen, an Land zu gehen, um die Kapelle aus der Nähe zu bewundern und entdeckten, daß es sich um eine Friedhofskapelle handelte, mit einem Friedhof rundherum. Ein sehr hübscher Friedhof, sehr gepflegt, viele Bäume, viel Grün und viele Blumen um die Grabsteine herum. Alle Grabsteine – ohne Ausnahme – waren aus schwarzem Marmor.

Je nun, warum auch nicht? Aber erstens sieht man selten einen Friedhof, wo alle Grabsteine aus demselben Material sind und von der gleichen Farbe; und zweitens war dieser Friedhof nicht mehr als zwanzig Kilometer entfernt von St. Margareten, einem Steinbruch, wo weißer Marmor abgebaut wird. Also waren wir verwundert.

Gerade als wir uns darüber unterhielten, kamen zwei offensichtlich einheimische Damen den Hügel herauf, beide in schwarzer Tracht, dem Alter nach vielleicht Mutter und Tochter. Man begrüßte einander freundlich, sprach ein paar Worte über das Wetter, und dann wollte ich meine Neugier befriedigen und fragte, was es denn mit diesem Friedhof auf sich habe, warum denn alle Grabsteine schwarz seien.

Ganz freundlich klärten sie mich auf, wer der Steinmetz sei, bei dem hier alle die Grabsteine kaufen.

Ich fragte noch einmal: Aber warum denn alle schwarz, wo doch St. Margareten hier so nahe liege.

Sie erzählten mir, woher dieser Steinmetz seinen Marmor beziehe. Ich weiß nicht mehr, welche Fragen ich alle beantwortet bekam, jedenfalls nicht die, warum niemand den nahen weißen Marmor verwendete. Zu guter letzt gab ich auf und dachte mir, wenn ich jetzt weiterfrage, wird es ungemütlich. Wenn ich wirklich noch etwas über dieses Problem erfahren wollte, müßte ich wahrscheinlich einfach über alles reden, was sich so ergibt, vielleicht würde ich es dann irgendwann von selbst verstehen. Vielleicht würde es dann auch mir so selbstverständlich sein, daß ich wiederum, wenn jemand die gleiche Frage mir stellen würde, sie nicht verstehen könnte. Irgendwie scheinen diese Frauen nicht verstanden zu haben, was ich mit der Frage will, und das kann ich mir nur so erklären, daß es ihnen so selbstverständlich ist, daß sie sich nicht einmal vorstellen können, daß man so etwas fragen kann. Dann heißt das, daß es da einen Kulturunterschied gibt.

Es könnte aber auch anders aussehen: Eine Bekannte von mir, eine Türkin, die sehr gut Deutsch spricht und in Wien lebt, hat ein Ferienhaus am Meer in der Türkei. Ein Fischer, der dort lebt, spielt sozusagen ihren Hausmeister. Er schaut auf ihr Haus, wenn sie nicht da ist, und führt sie und ihr Kind zum Beispiel auf eine Insel zum Baden, wenn sie da ist. Er ist ein sehr angenehmer, ruhiger Mensch und sehr geschickt. Eines Tages fragte ich ihn, ob der Name seines Schiffes etwas bedeute. Nun, es war der Name irgendeiner Verwandten oder so. Ich fragte noch einmal, ob das Wort, der Schiffsname, eine Bedeutung habe: In der Türkei haben fast alle Namen eine noch bekannte Bedeutung. Er erklärte noch einmal. Nun, in altbewährter Manier und als höflicher Mensch drang ich nicht weiter in ihn. Meine Bekannte jedoch, darauf angesprochen, fragte ihn viermal. Beim viertenmal sagte er, daß es so etwas wie die aufblühende Rose heißt. Wie sie denn das nun herausgefunden hat? Nun, meinte sie, er hat nicht gleich verstanden, also habe ich öfter gefragt. Zum Schluß hat er doch noch erraten, was sie wollte. So einfach ist das.

In einem Seminar zum Thema Kulturkonflikte wurde in einem Rollenspiel folgende Szene gespielt: Eine Verkäuferin in einem Schuhgeschäft bringt Schuhe. Immer noch Schuhe und immer mehr Schuhe. Die Kundin hat schon längst gesagt daß sie etwas anderes will, und alle neu gebrachten Schuhe sind ebenso unpassend wie die vorherigen. Die Kundin sagt es wieder, sie wird ungeduldig. Die Verkäuferin - übrigens indischer Herkunft - bringt noch Schuhe, solange, bis die Kundin wütend wird und einfach aufsteht und geht.

Die Frau, die die Verkäuferin spielte, erklärte uns Österreichern dann, daß man in Indien sein Gesicht verliert, wenn sich herausstellt, daß man die Wünsche des Kunden oder Gastes nicht befriedigen kann. Natürlich wird nun eine Österreicherin nicht deshalb Schuhe kaufen, die sie nicht haben will. Am Ende ist die Kundin wütend und die Verkäuferin kommt am nächsten Tag nicht mehr zur Arbeit, weil sie ihr Gesicht verloren hat.

Wir haben dann in einer längeren Diskussion eine Lösung gefunden, wie man eine solche Situation handhaben könnte: Die Kundin könnte sagen, daß sie morgen noch einmal vorbeikommt. Das, laut Aussage der Inderin, würde ausreichen, um das Gesicht der Verkäuferin zu erhalten, und sie würde doch genau wissen, was gemeint ist. Auch für die Österreicherin erschien dieses Vorgehen zumutbar. Wir spielten es durch und alles war eitel Sonnenschein.

Was aber, wenn diese Kundin dieses Verhalten jetzt bei einer schwedischen Freundin ausprobiert, anhand des Kuchens, der ihr nicht schmeckt? Dann steht womöglich die Schwedin am nächsten Tag vor ihrer Tür, und bringt den ganzen Kuchen?

Kürzlich habe ich in dem Buch "Tanz der Kulturen" von Joana Breidenbach und Ina Zukriegl von einer Waschmittelfirma gelesen, die ihre Werbekampagne im mittleren Osten abbrechen mußten. Sie hatten auf ihrem Plakat die schmutzige Wäsche links und rechts die saubere dargestellt. Im mittleren Osten liest man aber von rechts nach links, so daß man bei den Leuten die Idee weckte, das Waschmittel könne sehr gut saubere Wäsche in schmutzige verwandeln.

Wann, wie und wodurch aber findet man heraus, wie es geht? Was der/die Andere unter dem versteht, was ich tue oder sage; wie findet man heraus, was der/die andere meint mit dem, was er/sie tut? Die österreichische Kundin kann nicht, bevor sie in ein Geschäft geht, sich über sämtliche Kulturen, denen sie begegnen könnte, informieren! Und die Inderin weiß vielleicht auch noch nicht, daß die Welt hier so anders ist als ihre!

Kulturunterschiede. Zwischen fernen Kulturen wie Indien und Österreich, oder zwischen nahen Kulturen wie Graz und Jois am See. Oder auch zwischen der Herkunft des Herrn Milowiz und der der Frau Büssler. Sie war Studentin bei mir, und machte mich wahnsinnig, indem sie mindestens zweimal pro Seminareinheit, während ich redete, mittendrin sagte: "Des is a Blödsinn!". Sie können sich vorstellen, daß ich mit der Zeit genervt war. Erst viel später kam bei einem gemeinsamen Gespräch heraus, daß es bei Büsslers zuhause ganz normal war, daß man, wenn man etwas nicht verstand, sagte: "Des is a Blödsinn!". Der andere erklärte dann, und alles war wieder in Ordnung. Ihr Freundeskreis hatte sich offenbar auch so entwickelt, daß es kein größeres Problem gab. Und daß das in meinem Kreis (inklusive meiner Herkunftsfamilie) eine ordentliche Beleidigung war, war ihr bis dahin fremd gewesen.

Und das ist noch nicht alles. Sie glauben vielleicht, Menschen können einander nur durch ihre Rede verunsichern. Aber im fremden Land steht jede Geste, jede Bewegung, jeder Tonfall in Frage. Das wissen ja nun schon viele, daß in Griechenland – übrigens auch in der Türkei und offenbar auch sonst noch in einigen Ländern - diese Bewegung, dieses für uns herausfordernd wirkende Heben des Kinns, verbunden mit einem verächtlichen Herabziehen der Mundwinkel, vielleicht auch noch mit einem leichten Zungenschnalzen, nur einfach nein heißt.. Aber daß für sensible Menschen aus diesen Gegenden schon ein minimales Kopfhoben mit leichtem Hochziehen der Augenbrauen ausreicht, wissen Sie das auch? Probieren Sie es einmal bei einem Rosenverkäufer (soferne er gerade meinem Stereotyp entspricht) im Restaurant am Abend. Der weiß dann sogar, daß Ihre Begleiterin nichts merken soll. Ja, das wissen wir jetzt. Aber was alles wissen wir nicht, was alles wirkt, ohne daß es uns oder auch den Anderen überhaupt bewußt wird? Ehe wir's uns versehen, ist der andere beleidigt, findet uns unsympathisch oder unheimlich, und weiß selbst nicht, warum. Warum fuchteln die Franzosen? Die Geschichte stammt von Gregory Bateson, einem Biologen und einem der Urväter des systemischen Denkens, und die Frage stammt von seiner Tochter.

Nun, die Franzosen fuchteln mit den Händen, wenn sie mit jemandem reden. Und weil alle das tun, kriegt ein Franzose natürlich ein komisches Gefühl, wenn einer daherkommt und redet, ohne mit den Händen zu fuchteln. Was ist los mit dem? Ist er böse? Oder behindert? Oder einfach ein unhöflicher Mensch? So wollen die Franzosen nicht gesehen werden. Und deshalb fuchteln sie. Alle, sozusagen. Außer sie wollen auffallen. Dann fuchteln sie nicht.

Auch Sie können nicht in Ihrem Freundeskreis, wenn es dort üblich ist, sich mit dem bekannten Küßchen auf beide Wangen zu begrüßen, dieses verweigern, ohne daß man sich fragt, was mit Ihnen los sei. Ist das nicht praktisch? Ihre beste Freundin, Ihr bester Freund werden sofort fragen, was denn passiert sei. Aber einen Fremden fragt man so etwas nicht. Er würde es auch nicht verstehen. Wieso? Was soll passiert sein? Und jetzt ist der Phantasie Tür und Tor geöffnet.

Dabei ist das ja noch etwas, was uns bewußt ist. Das Fuchteln wahrscheinlich schon weniger. Aber was alles an unseren Bewegungen, an unserem Verhalten, ist gar niemandem bewußt, und hat ebenso starke Wirkungen – stärkere vielleicht, und nicht korrigierbare, weil wir es nicht reflektieren können?

Wie Sie sehen, bin ich in dieser Sache nicht sehr optimistisch. Und ich verstehe jeden, der lieber unter vertrauten Menschen ist, als unter fremden. Ich finde, wir können niemandem einen Vorwurf machen, der oder die sich in der Fremde unsicher fühlt, und niemandem, der sich in der "Heimat" – dort, wo er oder sie sich zu Hause fühlt - ärgert, wenn da Leute kommen, die die falschen Gesichtszüge und die falschen Bewegungen zeigen.

Ein Freund von mir, den ich einmal im Ausland darauf ansprach, warum er sich so schäbig anziehe, antwortete mir, er wisse ja nicht, wie es richtig wäre, deshalb sei es ihm lieber, es gleich gar nicht erst zu probieren. Kommt Ihnen diese Reaktion vielleicht bekannt vor? Sind deshalb Touristen oft so präpotent? Und sollten wir das nicht eigentlich auch verstehen?

Und damit kommen wir zu dem eigentlichen Problem: Es genügt ja nicht einmal, wenn wir verstehen, das nützt ja oft gar nichts! Natürlich kann ich verstehen, warum die Leute im Hafen von Martinšćica keine Touristen mit ihren Booten mögen. Ich habe ja selbst gesehen, wie sich manche aufgeführt haben, wie sie mit einem sechs Tonnen schweren Schiff an einem kleinen Fischerboot festgemacht haben, und dann mit den Stöckelschuhen über die Fischerboote an Land gestolpert sind! (Man kann auch ihnen das nur beschränkt übelnehmen, denn sie wußten es bestimmt nicht besser)

Nur leider: Es nützt nichts, daß ich sie verstehen kann. Sie wollen mich nicht mehr, weil ich auch ein Tourist mit Boot bin. Sie haben ihre Erfahrungen gemacht, und sie wollen sie nicht zehnmal machen. Wer weiß auch, was ich selbst alles getan habe, was ihnen recht gegeben hat? Ich bin nicht sehr weit in der Welt herumgekommen, kaum außerhalb von Europa, aber ich habe überall erfahren, daß man etwas falsch machen kann, schneller als man denken kann. Ich bin seit fast zwanzig Jahren regelmäßig in der Türkei unterwegs, und bin bis heute in sehr vielen Situationen unsicher, wie ich mich benehmen müßte.

Meine besondere Hochachtung gilt den Leuten, die die Selbstsicherheit und die Geduld haben, mit jemandem, der sich komisch, unmöglich oder wie benimmt, immer noch zu reden, obwohl sie in der stärkeren Position sind und genau so gut sagen könnten: Den wollen wir nicht. Das ist eine Leistung, die zwar dringend notwendig wäre, die man aber – meines Erachtens – von niemandem verlangen kann.

Trotzdem bin ich dafür, daß wir nicht nur die Hochachtung für die anderen haben, sondern uns auch selbst bemühen. Wir können also versuchen, auf Unterschiede aufmerksam zu sein. Wir können uns angewöhnen, bei kritischen Situationen eher an ein Mißverständnis als an Bosheit zu denken. Wir können dann versuchen, mit den anderen über das Mißverständnis zu reden. Und wenn das gelingt und wir zu einer Lösung kommen, wie das im Beispiel des Schuhvekaufes der Fall war, dann dürfen wir uns freuen.

Offen bleibt aber bei all dem immer noch, was passiert, wenn die anderen mal nicht wollen? Wenn es nicht zur Kultur der anderen gehört, daß man mit Idioten, die mit Stöckelschuhen über Fischerboote stolpern, redet wie mit richtigen Menschen?

Irgendwann kommen wir zu der Frage, wer bestimmen kann, wann das Gespräch zu Ende ist. Und dann wird geurteilt und gehandelt. Ich habe sehr lange gebraucht, bis ich verstanden habe, daß viele Menschen, wenn ich mit ihnen darüber reden wollte, wie wir miteinander umgehen, den Eindruck hatten, ich wolle sie besiegen. Sie hatten leider recht: Ich tat das (und tue es wahrscheinlich immer noch) doch meist dann, wenn ich anders nicht zu dem kam, was ich wollte. Ein Gespräch über Kommunikation ist nur dann möglich, wenn beide Seiten sich gerade darauf einlassen wollen, wenn beide Seiten – zumindest vorübergehend – auf ihre Regeln und Möglichkeiten zu verzichten bereit sind, vielleicht um eines späteren Gewinns willen.

Eine herrliche Falle zum Thema Metakommunikation habe ich nicht selbst erlebt, bin allerdings selbst darauf hereingefallen. Ich war als Supervisor damit befaßt.: Es ging um eine albanische Familie, deren Sohn in der Schule sehr schlecht war. Die Lehrerin bat die Eltern zu sich, diese kamen auch prompt, und der Vater bedrohte die Lehrerin, er werde ihr Haus anzünden, wenn sie dem Jungen weiter Schwierigkeiten bereite. So mußte als nächstes die Direktorin einspringen und auch deren Haus wurde bedroht. Aus irgendwelchen Gründen ging die Sache weiter bis zur Landesschulinspektorin, die auf die Drohung hin, der Herr werde das Gebäude des Landesschulrates anzünden, Polizeischutz anforderte.

An dieser Stelle kam die Falle: Wir versuchten in einer Supervisionsgruppe alle gemeinsam, eine Lösung zu finden, wie wir dem Herrn aus Albanien soviel Anerkennung zollen könnten, mit ihm so kooperativ etc. umgehen könnten, daß er auch mit uns kooperieren würde.

Die Geschichte ging aber anders weiter: Die Polizei ärgerte sich über den Mann, dessentwegen sie ein großes Haus zu bewachen hätten, und nahmen ihn wegen gefährlicher Drohung in Haft. Von da an war der Albaner der kooperativste Mann, den die zuständige Sozialarbeiterin je gehabt hatte, und tat alles, was ihm zur Hilfe für seinen Sohn vorgeschlagen wurde. Ich hoffe, es glaubt jetzt niemand, dieser Mann sei böswillig gewesen! Eher denke ich, bei ihm zuhause war es wohl üblich, daß der stärkere bestimmt, was zu geschehen hat. Vielleicht hat Bush ja doch recht, und wird, nachdem er den Rest der Welt besiegt hat, nur mehr Freunde auf der Welt haben.

Interview zum Text

M.J.: Dieser Text ist dein Beitrag zum Thema „interkulturelle Kompetenz“. Wie ist die Idee zu ihm entstanden?

W.M.: Die Stichworte habe ich während eines Vortrages über interkulturelle Kompetenz aufgeschrieben. Der Vortrag gefiel mir sehr gut, nur war er mir zu optimistisch. Ich dachte mir, da bleiben so viele Fragen offen, insbesondere das Problem der Metakommunikation. Es muß ja schon für das Besprechen von Mißverständnissen, für das Vereinbaren von Regeln gemeinsame Regeln geben. Aber die gibt es natürlich nicht im Voraus im Supermarkt. Die können nur durch probieren entwickelt werden. Und in eine Begegnung trägt natürlich jeder seine mitgebrachten Spielregeln hinein.

So schrieb ich meine Beispiele zusammen, und hoffte, ich würde noch Antworten finden. Aber ich glaube, ich habe nicht viele Antworten gefunden, außer der einen: Meine Hochachtung vor denen, die es immer wieder versuchen, vor denen, die immer wieder riskieren, am falschen Dampfer zu sein. Verallgemeinerbare Lösungen gibt es nicht und kann es nicht geben.

M.J.: Du eröffnest deinen Text mit der Delfin-Geschichte und einer erkenntnistheoretischen Frage: „Woher wissen wir, was das bedeutet, was uns irgend jemand anderer als sein Lebenszeichen, als sein Verhalten zeigt?“ Der Text folgt dann aber keiner wissenschaftlichen Schreibtradition, sondern einer des Geschichtenerzählens, der Uneindeutigkeit und Mehrgestaltigkeit. Was ermöglicht diese Form in Bezug auf die Eingangsfrage?

WM: Nun, ich weiß nicht wirklich, was die Eingangsfrage war. Der Titel heißt: Das Fremde ist immer und überall. Ich versuche einfach, nachvollziehbar zu machen, daß Verständigung ein seltener Zufall ist. Und, daß wir nicht glauben sollten, daß wir unseren Nachbarn so viel besser verstehen als den Herrn aus Afghanistan. Wollte ich einer wissenschaftlichen Tradition folgen, so liefe ich Gefahr, die Menschen nach dieser Tradition einzuordnen. Ich möchte aber deutlich machen, daß die Welt aus der Sicht der anderen genauso gut strukturiert wird wie aus unserer. Da stehen sich einfach zwei Wesen gegenüber, von denen der eine glaubt, er befindet sich im Zirkus in Rom, und der andere vielleicht, er sei bei einem Friedensmarsch. Entsprechend unterschiedlich wird jede Bewegung, jedes Wort verstanden und darauf reagiert. Vielleicht hilft es, sich dessen immer bewußt zu sein. Vielleicht haben wir dann weniger Versagenserlebnisse, wenn wir wissen, daß es fast unmöglich ist. Und weniger Versagenserlebnisse heißt doch auch weniger Aggression, oder? Ich stelle mir vor, wie ich es ganz selten erlebe, daß, wenn es in der Verständigung mal gar nicht klappt, daß dann beide Seiten lachen können. Und sagen: Hoppala...

M.J.: Wer auf Handlungsanleitungen hofft, wird eher enttäuscht. Dennoch habe ich eine Conclusio zu formulieren versucht.: „Gehe davon aus, daß Verständigung ein seltener Glücksfall ist und Mißverständnisse die Regel sind. Verzichte auf Forderungen. Menschen versuchen ständig, Spielregeln zu definieren. Da es mühsam ist, wenn sich das Leben im Kampf um Spielregel erschöpft, ist es logisch, daß wir eher den Kontakt mit solchen anderen Menschen bevorzugen, deren Spielregel mit den unseren einigermaßen übereinstimmen.“ Wie gefallen dir diese Schüsse?

W.M.: Ja, soweit kann ich da mitgehen. Es wäre mir allerdings lieber, wenn da kein Imperativ vorkäme. Ich sage lieber: Meine Hochachtung vor denen, die es immer wieder versuchen. Ich habe sehr viel Respekt vor dem Bemühen der Menschen, ihre Welt in Ordnung zu halten. Das ist nicht so einfach. Aber vielleicht machen die Beispiele ja auch ein wenig neugierig? Vielleicht fällt ja jemandem auf, daß er/sie schon eine Menge solch schwieriger Situationen bestanden hat? Vielleicht wirft der Vortrag ein neues Licht auf schon erlebte Situationen?

M.J.: Wie kommen Menschen überhaupt zu gemeinsamen Spielregeln?

W.M.: Man könnte sich vielleicht vorstellen, daß die/der Stärkere bestimmen kann. Aber selbst die/der muß erst einen Weg finden, sich verständlich zu machen. Da gibt es bei Paul Watzlawick in seinem Buch „Menschliche Kommunikation“ die Geschichte von dem Mann, der mit der Pistole im Anschlag Geld oder Leben fordert. Die Reaktion des Bedrohten, der auf die Uhr schaut und sagt: „Es ist zehn Minuten nach drei!“ macht ihn trotz Pistole sehr hilflos. Spielregeln finden ist immer ein gemeinsames Experiment, und keiner kann vorhersagen, wie es ausgeht. Wer glaubt, die einzig richtigen Spielregeln zu vertreten, ja vertreten zu müssen, der wird wahrscheinlich eine Menge Leute, die da nicht hineinpassen, abschaffen müssen. Man kann nur probieren, geduldig sein, und hoffen, daß die Anderen auch geduldig sind.

M.J.: Die Inderin in deinem Beispiel weiß vermutlich, daß die Welt hier eine andere als die ihre ist. Aber könnte man nicht sagen: Würste sie, was „Anders“ im Konkreten jeweils meint, wäre es vermutlich nicht mehr „anders“ für sie, allenfalls eine etwas befremdliche, aber handhabbare Absonderlichkeit. Könnte man das nicht „interkulturelle Kompetenz“ nennen, diese Anverwandlung von etwas, was überhaupt nicht wahrnehmbar ist, weil es ausserhalb des eigenen Denk- und Empfindungsrahmens liegt, in etwas „Gewußtes“?

W.M.: Ich bin mir nicht sicher. Mir kommt vor, es ist schon wieder nicht so einfach. Wenn die Inderin etwas weiß, in welcher „wissenschaftlichen Tradition“ oder in welchem Denksystem weiß sie es dann? Dann weiß sie, daß die Österreicher diese und jene Absonderlichkeiten haben. Und wir wissen, daß die Inder diese und jene Absonderlichkeiten haben. Aber es sind ja gar keine Absonderlichkeiten! Es ist ja das Selbstverständliche, was der andere als Absonderlichkeit bezeichnet. Mir sträuben sich die Haare, wenn ich mir vorstelle, wie meine Mitarbeiter vielleicht darüber reden, wie mit meinen Absonderlichkeiten umzugehen ist! Wenn wir etwas über die Absonderlichkeiten der Anderen wissen, dann haben wir gewiss nicht eine gemeinsame Vorstellung von der Welt! Wenn wir uns alle miteinander wohlfühlen wollen, müssen wir wohl oder übel immer wieder neu Spielregeln entwickeln.



M.J.: Auf der letzten Seite schreibst du: „Ich habe sehr lange gebraucht, bis ich verstanden habe, daß viele Menschen, wenn ich mit ihnen darüber reden wollte, wie wir miteinander umgehen, den Eindruck hatten, ich wolle sie besiegen. Sie hatten leider recht: Ich tat das (und tue es wahrscheinlich immer noch) doch meist dann, wenn ich anders nicht zu dem kam, was ich wollte.“ Ich verstehe das so, dass Metakommunikation auch eine Form ist, jemanden anderen zu besiegen, den eigenen Spielregeln doch noch zur Geltung zu verhelfen. Dann gibst du aber doch eine Optimistischere Aussicht, wenn du meinst: „Ein Gespräch über Kommunikation ist nur dann möglich, wenn beide Seiten sich gerade darauf einlassen wollen, wenn beide Seiten – zumindest vorübergehend – auf ihre Regeln und Möglichkeiten zu verzichten bereit sind, vielleicht um eines späteren Gewinns willen.“ Was ist der Unterschied zwischen diesen beiden „Metakommunikationen“?

W.M.: Der Griff zur Metakommunikation kann ein Angebot sein oder ein Angriff. Meist ist das daran zu erkennen, ob der/die, der/die den Wechsel startet, etwas sagt, das eher ihn/sie in Frage stellt, oder eher den/die anderen. Für mich ist es meist ein Versuch, einen anderen Weg einzuschlagen. Wie etwas ankommt, entscheidet aber das Gegenüber; nämlich, ob es sich jetzt eher gefährdet fühlt oder eher ein Angebot sieht. Und folgert daraus, ob es sich verteidigen soll oder ob es einsteigt und sich auch zur Verfügung stellt. Mit einer alten Freundin, die schon gemeinsam mit mir profitiert hat, kann ich jederzeit auf die Metaebene gehen, wenn ich anders nicht weiterkomme, mit einem Fremden, der sich schützen muß, eher nicht. Wenn ich sage, ich komme anders nicht zu dem, was ich will, dann ist das in meinen Augen nicht deshalb automatisch ein Angriff; es ist ja nicht gesagt, daß sich das gegen den/die Andere(n) richtet. Es könnte ebensogut etwas sein, von dem wir beide profitieren würden. Und wie gesagt: Wie es ankommt, entscheidet dann der/die andere.

Aber da gibt es noch etwas viel Grundsätzlicheres zu sagen: Diese Idee der Metakommunikation – auch der funktionierenden – geht ja auch nur, wenn man dafür eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Spielregeln hat bzw. findet. Jemand, der nicht mit unseren Vorstellungen über Metakommunikation konform geht, kann auch nicht einfach darauf eingehen. Zum Beispiel haben sehr viele Menschen gelernt, daß Verhalten nur dann beschrieben wird, wenn es kritisiert wird. Sagen sie mal zu so jemandem: „Sie lächeln jedesmal, wenn ich dieses (oder jenes) Wort sage!“ Die Antwort wird in etwa sein: „Von Dir lasse ich mich nicht kritisieren!“ Was dann? Metakommunikation unterliegt den selben Kultur-Unterschieds-Problemen wie jedes andere Verhalten! Solche Probleme der Kommunikation wiederholen sich auf jeder Kommunikationsebene.